

ZEIT ONLINE

Der ansprechendste Entwurf, der zugleich der billigste ist – 700 Euro Baukosten für den Quadratmeter –, stammt übrigens nicht von einem Architekten. Produziert werden die Unterkünfte von der Fechenheimer Firma Solaris Raummodule. Und gewiss hätte es sich der Unternehmer Wulf Bentlage nie träumen lassen, damit einmal auf der Biennale groß herauszukommen. Eine Welt in Not braucht erfinderische Menschen wie ihn. Auf alles andere scheint sie gut verzichten zu können.

Hier lesen Sie den ganzen Artikel:

Architektur-Biennale 2016

Heimat, frisch gelüftet

Der deutsche Pavillon der Architekturbiennale von Venedig zeigt, worauf man alles verzichten kann. Zum Beispiel darauf, andere darüber zu belehren, wie sie leben sollen.

Von **Hanno Rauterberg**

26. Mai 2016 / DIE ZEIT Nr. 23/2016, 25. Mai 2016

Sie haben sich wirklich Mühe gegeben in ihrer Wut. Haben den Fußboden aufgehackt. Haben die Fassade hinter billigen Planen versteckt. Haben die stolze Eingangstür aus den Angeln gehoben und ersetzt durch einen Direktimport aus der bundesdeutschen Vorstadthölle. So gut wie nichts ließen die Künstler und Architekten in den letzten Jahren und Jahrzehnten unversucht, um ihrem liebsten Hassobjekt, dem Pavillon in Venedig, 1938 errichtet und mit "Germania" überschrieben, den ach so schlimmdeutschen Großgeist auszutreiben. Noch vor Kurzem wurde ernsthaft verlangt, das Bauwerk müsse dringend dem Erdboden gleichgemacht werden. Verglichen mit solchen Exorzismusfantasien, ist das, was die Architekten jetzt angerichtet haben, nachgerade harmlos. Und doch könnte es eine Debatte auslösen, von der sich die bauende Zunft so rasch nicht erholen wird.

Löcher haben sie hineingestemmt, groß wie Garagentore. Von Ferne sieht der Pavillon aus, als habe man ihm eine SUV-kompatible Einfahrt verpassen wollen, vielleicht damit BMW oder Audi hier ihre neuen Modelle präsentieren können. Aber das ist natürlich Unsinn, es geht hier wie immer ums Symbolische, ums kühne Hineinsäbeln ins historisch bedeutsame Gemäuer. Was bislang Wand war, geschlossen, geweißt, eine undurchdringliche Sperre, ist nun torartig aufgebrochen. Dieser Pavillon braucht keine Tür mehr, er steht allen offen, und das unbewacht, ungeschützt, man könnte sagen: uneingegrenzt, bis zum Ende der großen Architekturbiennale, die an diesem Samstag in Venedig beginnt.

Nein, das sei keine gebaute
Regierungserklärung. Oliver Elser, der
Kurator des Pavillons, fühlt sich bemüßigt,
das zu betonen. Er weiß schließlich, dass
hier, im deutschen Staatskunsthause, noch
die kleinste Geste zur hehren Allegorie gerät,
und das erst recht, wenn sich die
Ausstellung so beherzt ins politische
Geschehen stürzt wie in diesem Jahr.

Was für eine blöde, biedere, populistische
Idee, möchte man rufen. Da will einer mitten in der Flüchtlingsdebatte
die offene Gesellschaft beschwören, und was tut er? Bricht Tore in ein
Haus, das ohnehin jedem offen steht, so er denn 25 Euro Eintritt zahlen
kann und will. Doch nur ein paar Schritte, die Stufen hinauf, schon steht
der Besucher mittendrin im Pavillon – und der Ärger ist wie
weggeblasen. Was eben noch vordergründige Geste war, wird räumliche
Erfahrung. Wird zu einem Augenblick, in dem die Welt sich seltsam
weitet.

Kaum hat man nämlich die sehr weiße, sehr hohe,
sehr kahle Halle betreten, wandern die Augen hinüber
auf die andere Seite, zu jener Nische, die kein Fenster,
keine Tür besaß und die nun durchbrochen ist und die
Blicke freigibt: auf die Sonne, die in den Bäumen
spielt, auf Venedigs glitzernde Lagune, auf
Kreuzfahrtschiffe, die so schwerfällig vorbeiziehen, als
stäche ein Hochhaus in See.

Ein feiner Wind geht durch den Pavillon, es wird jetzt
quer gelüftet, dauerhaft. Auch der Regen, wenn er mal
fällt, schlägt herein und sammelt sich zur Pfütze. Und ob hier gesoffen,
gegrölt und womöglich randaliert wird, weil ungebundene Gäste des
Nachts die Zäune der *giardini* übersteigen, ob sich also die
unabschließbare Offenheit des deutschen Pavillons bitter rächen wird,
weil des morgens erst einmal ein großes Putz- und Malerteam anrücken
muss, um zumindest die größten Schäden zu beheben, das scheint den
Kurator Elser und seine Mitstreiter (allen voran Peter Cachola Schmal
und Anna Scheuermann) kaltzulassen. Vielleicht liebäugeln sie sogar mit
dem Risiko. Denn darum geht es ihnen ja: die Architektur, die sich so
gerne um sich selber dreht, zu öffnen, den Blick hinauszulenken auf die
Welt und am Ende mit dem Klarzukommen, was sich nicht planen, nicht
kontrollieren lässt. Das Unabsehbare wird zum Leitmotiv – und das rührt
an den tiefsten Fundamenten der Architekturzunft.

Der Mensch baut, um seinem Dasein ein geklärtes Gehäuse zu verleihen,
er entwirft eine Ordnung. Davon aber will dieser Pavillon nichts wissen,
er räumt nicht auf, er räumt aus. Er verzichtet auf alles, was sonst als
unverzichtbar gilt: auf Modelle, auf Grundrisse und Längsschnitte und
nebenbei auch auf jede Diskussion über Gestaltungsfragen. Es ist eine
Architekturausstellung, die von Architektur nichts wissen will.

Das erinnert an die Biennale, die vor zwei Jahren von Rem Koolhaas
ausgerichtet wurde. Nach einem Jahrhundert der Utopien erklärte er die
Architektur für gescheitert, sie sei von Sachzwängen erniedrigt, von
Vorschriften drangsaliert, von Renditegier erstickt worden. Sein
Nachfolger im Amt des obersten Biennale-Aufsehers, der Chilene
Alejandro Aravena, hätte demzufolge nach seiner Benennung gleich

abdanken können. Wenn die Architektur tot ist, wie dann noch Ausstellungen damit füllen? Doch Aravena glaubt an ein Leben nach dem Tod, an einen Neuanfang – irgendwo im Nirgendwo der rauen Wirklichkeit.

Zwar hat er auch einige stolze Kulturbauten in die Welt gesetzt, bekannt und berühmt geworden ist er aber mit Häusern, die sich eigentlich nicht ihm, sondern den Bewohnern verdanken. Zigtausendfach hat er das mittlerweile erprobt: für wenig Geld nur einen Anfang zu setzen, für das Notdürftigste zu sorgen, vier Wände, Decke, Klo – und mit allem anderen, mit der zweiten Hälfte des Hauses, so lange zu warten, bis die Besitzer das nötige Geld beisammen haben und es sich selbst ausbauen können. Diese Art von Pragmatismus sieht dann nicht unbedingt schön aus. Es ist eine Architektur (fast) ohne Architekten.

Nicht zufällig taucht sie auch im deutschen Pavillon auf, auf einigen Fotos wird sie mit dem verglichen, was Ernst May im Frankfurt der zwanziger Jahre realisieren konnte: einfachste Häuser für einfache Menschen, massenhaft produziert und so uniform in der Gestalt, dass die Bewohner rasch darangingen, sich mit Auf- und Anbauten mehr Raum und mehr Individualität zu verschaffen. Auch hier: Pragmatismus siegt über Architektenidee.

Bewusste Selbsteinschränkung

Im Katalog der Ausstellung wird das von Christoph Ingenhoven, sonst bekannt für sein überfließendes Ego, noch programmatisch überhöht, verhöhnt er doch seine Architektenkollegen, die immer meinten, die Welt habe auf sie gewartet, "um bei der Lösung ihrer sozialen und katastrophalen Probleme von uns ästhetisch oder wie auch immer belehrt zu werden". Ingenhoven plädiert – man traue seinen Ohren nicht – für "bewusste Selbstbeschränkung". Zumindest der deutsche Pavillon hält sich daran.

Ein paar Ziegelsteine stehen herum, in Plastik verpackt. Damit sollen die Durchbrüche am Ende wieder geschlossen werden. Ansonsten gibt es auf den Wänden nur Fotos, kurze Texte und Statistiken, hingepinnt wie eine Wandzeitung, poppig bunt unterlegt. Um den Charme der Vorläufigkeit noch zu steigern, stehen weiße Plastikstühle herum, billige Dinger, wie man sie an jeder Dönerbude findet. Es gibt zudem freies Internet und freien Strom fürs Handy. Die Besucher sollen ankommen, sollen verweilen, denn davon, vom Bleiben, will der Pavillon erzählen, von der Arrival City, jenen Ankunftsquartieren, die meist als Problemviertel gelten – und die doch viel besser, viel wichtiger seien als ihr Ruf.

Angelehnt an ein Buch des Journalisten Doug Saunders, werden ein paar recht schlichte Weisheiten unters Biennale-Volk gemischt: dass Schulen ganz wichtig sind für migrantisch geprägte Quartiere, ebenso wichtig wie billige Mieten und gute Bahnanbindung. Da nickt man und ginge unberührt weiter, wäre die Kernbotschaft nicht doch eine unerwartete: Lasst sie nur machen. Lasst sie kleine Läden gründen, lasst sie ihre Sprache sprechen, lasst sie zusammenrücken in ihren Nachbarschaften. Der Staat muss stark sein, wenn es um Bildung geht. Der Staat soll wegschauen, wenn die frisch Zugewanderten sich daranmachen, ihr eigenes Leben zu leben. Denn nur so, das habe sich gezeigt, könne Integration gelingen.

Im Katalog lässt sich nachlesen, wie das alles gemeint ist. Manches leuchtet einem ein, anderes wirkt seltsam romantisierend. Und dass von Molenbeek nicht die Rede ist, dass überhaupt Gewalt und Terror und die Angst vor dem, was manche Überfremdung nennen, im deutschen Pavillon kein Thema sind, das verwundert dann schon. Der neue Pragmatismus hat seinen Reiz – und seine blinden Stellen. Er entideologisiert das Bauen – und auch die Wirklichkeit.

Was das am Ende für die Architekten heißt? *Making Heimat* ist der Titel des Pavillons, doch nur in einem Raum, dort, wo es um billiges Wohnen geht, ist tatsächlich vom Bauen die Rede. Einem öffentlichen Aufruf folgend, haben rund 50 Architektenbüros ihre realisierten Flüchtlings-, Asyl-, Soziallösungen eingesandt, vieles davon erinnert an den guten alten Plattenbau, nur dass die neuen Container- und Modulhäuser nicht in so hoher Stückzahl zusammengewürfelt werden wie einst in der DDR. Nein, um Formen, die irgendwie beheimatend wirken könnten, die gar der transzendentalen Obdachlosigkeit abhelfen würden, geht es auch hier nicht. Und soll es auch nicht gehen, denn kein Bürgermeister will sich nachsagen lassen, er würde den Fremden und Armen mehr gönnen als das Allernotwendigste. Schönheit gehört nicht dazu.

Der ansprechendste Entwurf, der zugleich der billigste ist – 700 Euro Baukosten für den Quadratmeter –, stammt übrigens nicht von einem Architekten. Produziert werden die Unterkünfte von der Fechenheimer Firma Solaris Raummodule. Und gewiss hätte es sich der Unternehmer Wulf Bentlage nie träumen lassen, damit einmal auf der Biennale groß herauszukommen. Eine Welt in Not braucht erfinderische Menschen wie ihn. Auf alles andere scheint sie gut verzichten zu können.